

**SPIEGEL**  
Bestseller-  
Autorin

# NACHT SCHICHT MIT ARAS



Als Tierärztin  
und Artenschützerin  
im Dschungel

Von der  
Moderatorin  
der ZDF-Reihe  
»Terra X:  
Faszination  
Erde«

HANNAH  
EMDE

MALIK

Hannah Emde  
*Nachtschicht mit Aras*

**HANNAH EMDE**



**NACHTSCHICHT  
MIT ARAS**

**Als Tierärztin und Artenschützerin  
im Dschungel**

Mit 73 farbigen Fotos,  
zwölf Zeichnungen und zwei Karten

**MALIK**

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:  
*www.malik.de*

Wenn Ihnen dieses Buch gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Nachtschicht mit Aras« an *empfehlungen@piper.de*, und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen.

Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.



ISBN 978-3-89029-580-0

Aktualisierte und erweiterte Neuauflage 2024. Die Erstausgabe erschien 2020 unter dem Titel »Abenteuer Artenschutz«

© Piper Verlag GmbH, München 2020 und 2024

Redaktion: Antje Steinhäuser, München

Alle Fotos im Bildteil: © Hannah Emde, bis Seite 8: Kai Glasenapp,

Seite 10 oben: Beth Dolmage, Seite 12 oben: Kyle Hendrikson und

Seite 18 oben: David Rodriguez

Illustrationen: © Eric Peters, Hamburg

Karte: Birgit Kohlhaas, [kohlhaas-buchgestaltung.de](http://kohlhaas-buchgestaltung.de)

Satz: psb, Berlin

Gesetzt aus der Granjon

Litho: Lorenz & Zeller, Inning am Ammersee

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

Für Noah

# INHALT

Prolog 9

## **TEIL I FASZINATION WILDNIS**

1. Mein Naturkundemuseum in der Schublade 17
2. Über Grenzen gehen – auf die Philippinen 28

## **TEIL II VOM STUDIUM ZUM ARTENSCHUTZ**

3. Die Komfortzone verlassen 45
4. Große gelbe Affenaugen auf Madagaskar 60
5. Neue Freunde unterm Weihnachtsbaum 77

## **TEIL III URWALDINSEL BORNEO**

6. Alles im Rucksack – was zum Überleben reicht 93
7. Wasser ins Gesicht und ab in die Gummistiefel 109
8. Das schuppigste Säugetier der Welt 126

- 9. Nächtlicher Glitzer auf acht Beinen 144
- 10. Die nebulöse Raubkatze 157

**TEIL IV**  
**WILDES ZENTRALAMERIKA**

- 11. Die bittere Wahrheit der süßen Ananas 177
- 12. Der Ruf der Nebelwälder 197
- 13. Bullenhaie an Bord 213
- 14. Nachtschichten mit Ara-Küken 231

**TEIL V**  
**AKTIV WERDEN**

- 15. Der Verein: Nepada Wildlife 257
- 16. One Health – oder wie alles mit allem  
zusammenhängt 271

Epilog 283

Dank 288

Infoteil Artenschutz 290

## PROLOG

Schwül-feuchte Luft strömt mir entgegen, als ich die Autotür öffne. Meine Kleidung klebt an der Haut, es herrschen über 30 Grad. Neugierig blicke ich mich um. Das Auto parkt unter einer großen Brücke. Um mich herum stehen weitere Pick-ups, ich erkenne vereinzelte Häuser, und zweihundert Meter entfernt befindet sich ein menschenleeres Restaurant. Ich schnappe mir meinen Rucksack und folge einem schmalen Trampelpfad in Richtung Bootssteg. Hier startet die letzte Etappe der Reise, mein Ziel: eine kleine Forschungsstation mitten im Regenwald der Insel Borneo – weit weg von der Zivilisation. Begleitet werde ich von Peter; der Malaysier ist Manager der Forschungsstation.

Ich hebe den Blick, und zum ersten Mal taucht er vor mir auf: der Kinabatangan River. Ein mächtiger schlammbrauner Fluss, der sich durch Urwälder und Schwemmebenen bis in die Sulusee windet. Er entspringt im Herzen der nebelverhangenen Regenwälder im Hochland und ist Lebensader der Provinz Sabah. Die Einheimischen nennen ihn »Sabahs Geschenk an die Erde«. Die



atemberaubende Vielfalt der Tierwelt entlang dieses Gewässers ist etwas ganz Besonderes. Lediglich das gewaltige Flusssystem des Amazonas hat einen vergleichbaren Artenreichtum zu bieten.

Umrahmt von gigantischen Bäumen und sattem Grün, liegt der breite, reißende Fluss vor mir. Mein Herz schlägt schneller. Für uns Forschende ist der Kinabatangan der einzige Weg, auf dem wir in die Tiefen des Dschungels gelangen. In den Naturdokus, die ich vor meiner Abreise geschaut habe, wird das Wasser charmant als »kaffee-« oder »bernsteinfarben« beschrieben, und es heißt, an seinen Ufern würde das Überraschende alltäglich. Zwar ist das Wasser meiner Meinung nach schlicht schlamm Braun, doch vor allem bin ich enorm gespannt auf die nächsten drei Monate im Dschungel.

Ich kann es kaum erwarten, endlich auf das Wasser zu kommen. Mit Schwimmweste um die Schultern und Rucksack auf dem Schoß sitze ich aufmerksam auf der Vorderbank des kleinen Motorboots, das Peter hinter mir steuert. Der Fahrtwind bläst mir ins Gesicht, und Urwaldbäume in allen Größen und Formen rauschen an mir vorbei. Ein herrlich frischer Duft aus Wald und Unbekanntem liegt in der Luft. Das dunkle Wasser spritzt vom Boot ab, und am Horizont türmen sich Wolkenberge auf. Wir rasen von einer Flussschlinge in die nächste.

Aufgeregt versuche ich, überall gleichzeitig hinzugucken. Über meinen Kopf fliegt ein Nashornvogel-Pärchen hinweg: große schwarze Vögel mit weißer Brust und einem mächtigen gebogenen Schnabel, auf dem ein fast ebenso großes Horn sitzt. Durch ihren hektischen Flügelschlag, der mich ein bisschen an flatternde Hühner erinnert, kann ich sie am Himmel gut identifizieren.

Eine weitere Bewegung fällt mir ins Auge: Eine Gruppe Affen erkundet das Ufer. Bestimmt fünfzehn Langschwanz-Makaken laufen leichtfüßig am Wasser entlang und suchen nach Futter. Ein Baby klammert sich am Rücken seiner Mutter fest, zwei Junge tollern über den Boden. Als sich das Motorboot

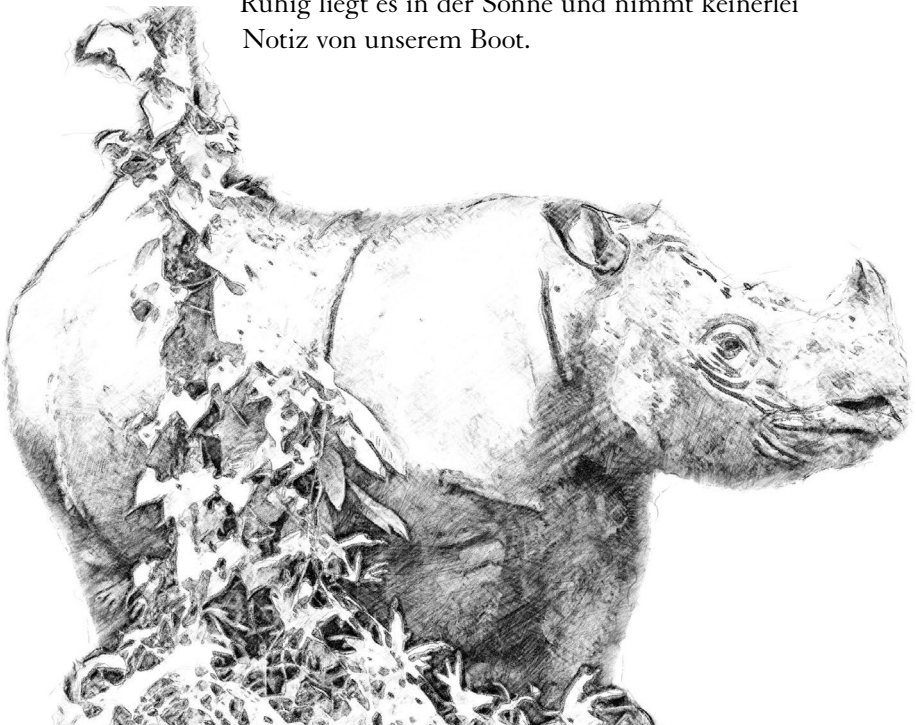
nähert, schauen sie kurz auf, mustern uns kritisch und sprinten geschickt den nächsten Baumstamm hinauf. Die auslaufenden Äste des großen Baumes wippen verräterisch. Hinter jeder Flussbiegung wartet eine neue Überraschung auf mich.

Plötzlich zeigt Peter auf das Ufer rechts von uns und bremst das Boot ab: Langsam schiebt sich ein großer, schuppiger Rücken aus dem trüben Wasser. Erschrocken erkenne ich ein monströses, spitz zulaufendes Maul mit gewaltigen Zahnreihen und zwei gelbe, eng beieinanderstehende Augen. Der braunschwarze Panzer hebt sich kaum vom Ufer ab.

Mittlerweile ist das riesige Reptil ganz aus dem Wasser gekommen und schleicht bedrohlich über den schlammigen Boden, ehe es sich niederlässt. Ein Leistenkrokodil, das größte Krokodil der Welt. Begeistert präge ich mir alles genau ein.

»Leistenkrokodile können über sieben Meter lang werden mit bis zu einer Tonne Gewicht. Und sie sind zahlreich im Kinabatangan vertreten. Sehr zahlreich. Es ist das größte aller heute lebenden Reptilien«, erklärt mir der Malaysier stolz.

Andächtig mustere ich das prähistorische Raubtier. Ruhig liegt es in der Sonne und nimmt keinerlei Notiz von unserem Boot.



»Wichtigste Regel für dich: niemals im Kinabatangan schwimmen! In den angrenzenden Dörfern sind schon Menschen von Krokodilen schwer verletzt worden. Meist waren es Kinder, die am Wasser spielten«, fährt Peter fort.

Ich muss schlucken. Während der Weiterfahrt entdecke ich noch mindestens sechs weitere Krokodile am Flussufer, die meisten liegen bewegungslos in der Sonne. Manche haben ihr Maul weit geöffnet und präsentieren ihre gewaltigen Zähne.

»Wir befinden uns hier in den Tieflandschwemmebenen des Kinabatangan-Flusses!«, ruft mir Peter über das Motorengeräusch zu. »Sie gehören zu den wenigen Regionen der Erde, in denen zehn unterschiedliche Primatenarten heimisch sind. Neben den bekannten Orang-Utans, Gibbons, Makaken und Languren lebt hier einer der seltensten und einzigartigsten Affen der Welt. Gleich müssten wir an einer Gruppe vorbeikommen.«

Stauend suche ich die vorüberrauschenden Bäume ab, und dann sehe ich sie: orangefarbene Flecken mit großer, birnenförmiger Nase und dickem Kugelbauch – die Nasenaffen. Mit beeindruckenden Sprüngen bewegen sie sich in den üppigen Bäumen fort. Ein großer Affe fühlt sich von dem näher kommenden Boot gestört, streckt seinen Oberkörper nach vorne, zeigt seine Zähne und beginnt laut zu rufen. Mich erinnert das Gebrüll allerdings eher an ein bedrohliches Schnarchen.

»Nasenaffen zählen zu den seltensten Affen der Welt, nur etwa siebentausend Tiere leben in freier Wildbahn. Ihr Lebensraum schrumpft stetig«, erklärt mir der Manager.

Es ist eine große Freude, der Affengruppe beim Fressen und Toben zuzuschauen.

Die Naturdokumentationen haben nicht übertrieben: Der Kinabatangan sprüht nur so vor Leben. Ein herausragendes Beispiel dieses Artenreichtums ist der Sunda-Nebelparder. Eine sehr scheue und durch ihre ungewöhnliche Fellzeichnung exzellent getarnte Raubkatze, die nur auf Borneo vorkommt. Mein Traum

ist es, diese besondere Katze während meines Forschungsaufenthaltes zu Gesicht zu bekommen.

Ein besonders liebenswertes Tier, das mir in freier Wildbahn allerdings nicht mehr begegnen wird, ist das Sumatra-Nashorn. Das kleine, vollkommen behaarte Nashorn, das hier über fünf- unddreißig Millionen Jahre gelebt hat, ist nämlich seit 2015 in Sabah ausgestorben. Eine tragische Entwicklung, die mir die Fragilität dieses Ökosystems schmerzlich vor Augen führt.

Während der rasanten Flussfahrt über den Kinabatangan spüre ich ein Kribbeln in mir aufsteigen: ein aufgeregtes Glücksgefühl – auf ins Unbekannte!

TEIL I

**FASZINATION  
WILDNIS**

# 1. **MEIN NATURKUNDEMUSEUM IN DER SCHUBLADE**

Goldenes Licht flutet den Raum, die Vögel zwitschern fröhlich vor sich hin, und der Wind rauscht durch das Blätterdach. Widerwillig erwache ich aus meinem Tiefschlaf und öffne vorsichtig die Augen. Etwas enttäuscht stelle ich fest, dass ich mich gar nicht im Dschungel befinde. Das Bett ist zu weich, die Luft zu trocken und das Zwitschern zu eintönig. Da kommt der neu-modische Tageslichtwecker mit Vogelfunktion an seine Grenzen. Ernüchert blicke ich aus dem Fenster. Weder Affen noch Nashornvögel in den Bäumen, stattdessen grauer Himmel, Nieselregen und ein Linienbus, der sich durch die Straßen kämpft. Wenigstens die Kohlmeisen im Baum gegenüber lassen mich nicht im Stich. Mein Leben lang habe ich in Städten gewohnt, und trotzdem werden mir all der Beton, der laute Verkehr, die Hektik und der getaktete Lebensstil manchmal zu viel. Dann zieht es mich in die Ferne, in ein einfaches Leben aus dem Rucksack mit vier T-Shirts, Gummistiefeln, fremden Sprachen, hohen Bäumen und wilden Tieren.

Ich bin Hannah und wohne in Bonn, wenn ich nicht gerade in den Dschungeln unserer Erde arbeiten darf. Ich esse gerne Reis, mag keine Spinnen und freue mich über jede warme Dusche. Warum das so ist – und warum ich nicht eine klassische Tierärztin in der Kleintierpraxis geworden bin, sondern lieber einer vom Aussterben bedrohten Raubkatze durch den Regenwald folge –, erzähle ich in diesem Buch. Ich möchte meine Leserinnen und Leser\* mitnehmen auf eine Reise. Eine Reise durch fremde Länder und dichte Wälder mit wilden Tieren und interessanten Begegnungen. Und vor allem möchte ich herausfinden, warum der Orang-Utan auf Borneo, der Lemur auf Madagaskar oder der Hellrote Ara in Guatemala vom Aussterben bedroht sind und was wir alle dagegen tun können.

Mit meiner Kaffeetasse in der Hand setze ich mich an den Laptop und gehe die Newsletter in meinem Posteingang durch. Schlagzeilen fluten die Kanäle:

»Eine Million Arten sind vom Aussterben bedroht«.

»Ein Massensterben wie bei den Dinosauriern – nur menschengemacht«.

»Artensterben so gefährlich wie der Klimawandel«.

Bestürzt lese ich mich durch die Nachrichten. 2019 veröffentlichte der Weltbiodiversitätsrat (IPBES)\*\* der Vereinten Nationen einen wichtigen Bericht über den Zustand der Biodiversität. Hundertfünfzig Fachleute aus fünfzig Ländern analysierten dafür Tausende Studien zum Thema Artenvielfalt und Öko-

\* Gendergerechtigkeit ist mir sehr wichtig – auch in der Sprache. In meinem beruflichen Umfeld wird beispielsweise viel vom »Tierarzt« gesprochen, obwohl dieses Studium mittlerweile von Frauen dominiert wird. In meinem Buch nutze ich gendergerechte Bezeichnungen, soweit der Text dadurch nicht an Lesbarkeit verliert.

\*\* Eine intergouvernementale Plattform zwischen Wissenschaft und Politik, die Informationen zu Biodiversität und Ökosystemleistungen bereitstellt.

systemleistungen. Erstmals bezogen sie darüber hinaus auch das Wissen indigener Völker und regionaler Gemeinden mit ein.

Was bedeutet *Biodiversität* überhaupt? Dieser etwas sperrige Begriff beinhaltet alles, was zur Vielfalt der belebten Natur beiträgt, also eigentlich alles, was uns umgibt: unterschiedliche Arten von Tieren, Pflanzen, Moosen, Pilzen und Mikroorganismen – im Boden, in der Luft, unter Wasser oder in den Bäumen. Unter Biodiversität versteht man aber auch die Vielfalt der Lebensräume – von Wüsten bis zum Regenwald, vom Gebirge bis zum Sumpfgebiet. Oft vergessen, aber nicht weniger wichtig, ist die genetische Vielfalt. Sie beschreibt die Vielfalt an Pflanzen oder Tieren innerhalb einer Art, denn nur durch diese genetische Vielfalt können sich Arten an die sich rasant verändernden Lebensbedingungen durch Klimawandel, menschliche Einflüsse oder Krankheiten anpassen. Als Beispiel eignen sich hier die verschiedenen Apfelsorten, die in Deutschland angebaut werden. Manche sind frostresistenter als andere und können somit einem frostreichen Frühjahr trotzen, sterben nicht ab und tragen im Herbst trotzdem Früchte. Ohne Biodiversität gäbe es kein Leben auf unserem Planeten. In der Wissenschaft sprechen wir von sogenannten Ökosystemleistungen der Biodiversität, also Leistungen aus der Natur, die uns wie selbstverständlich zur Verfügung stehen: sauberes Trinkwasser, fruchtbare Böden zum Anbau von Lebensmitteln, saubere Luft zum Atmen, eine Vielfalt an Insekten, die unsere Apfelbäume bestäuben, eine Regulierung von schädigenden Krankheiten oder Wälder, die CO<sub>2</sub> speichern. Biodiversitätsschutz bedeutet demnach nicht nur, die Schönheit der Natur zu bewahren, sondern auch die Grundlage des Überlebens für uns Menschen auf unserem Planeten zu sichern.

Leider sind die Ergebnisse des Artenschutzberichtes\* erschreckend: Immer mehr Tier- und Pflanzenarten sind vom

\* Globales IPBES-Assessment zu Biodiversität und Ökosystemleistungen (04.05.2019)



Aussterben bedroht. Gründe dafür sind eine intensive Nutzung der Landflächen und Meere durch Landwirtschaft, Waldrodung, direkte Ausbeutung von Wildtieren und Organismen, Überfischung oder Ozeanversauerung. Auch der Klimawandel mit seiner zunehmenden Trockenheit, den Starkregenfällen und der Erwärmung der Ozeane bringt die intakten Ökosysteme an ihre Grenzen. Hinzu kommen die Verschmutzung der Umwelt und die Verbreitung invasiver Arten\*, die heimische Tiere und Pflanzen verdrängen. Sogar bei unseren Nutztieren schwindet die Vielfalt. Laut Biodiversitätskonvention sollten bereits bis 2020 der Verlust der Lebensräume um die Hälfte reduziert, die Überfischung gestoppt und Schutzgebiete erweitert werden. Keines dieser Ziele wurde erreicht.

Ich bin entsetzt. Mit einer derart schlechten Bilanz habe ich nicht gerechnet. Eine Million Arten vom Aussterben bedroht – es haut mich um, so etwas zu lesen. Schließlich sind darunter auch Arten, die wir bisher nicht mal kennen. Beispielsweise der Tapanuli-Orang-Utan, der erst vor wenigen Jahren auf Sumatra entdeckt wurde und mit nur achthundert Individuen schon jetzt als die seltenste Menschenaffenart der Welt gilt. Häufig sind es sogar Arten, von denen wir noch gar nicht wissen, welche Rolle sie im Ökosystem spielen. Jeden Tag gehen dabei Informationen verloren, die für uns Menschen von großer Bedeutung sein können, zum Beispiel für die Gewinnung von Arzneimitteln und Antibiotika. Gleichzeitig verspüre ich einen starken Drang, etwas gegen das fortschreitende Artensterben zu tun.

Bedrückt klappe ich den Laptop wieder zu. Mein Kaffee ist mittlerweile kalt. Klar achte ich beim Kaffeekauf auf Bioanbau und fairen Handel, um die Kleinbauern in den Anbauregionen zu unterstützen und dem Ökosystem nicht zu schaden. Zahlreiche alltägliche Kaufentscheidungen wie diese können einen

\* IPBES-Assessment »Invasive gebietsfremde Arten und ihre Kontrolle« (04.09.2023)

Unterschied machen, aber reicht so etwas aus, um unseren Planeten lebenswert zu halten? Ich hatte noch nie einen besonderen Hang zur Schwarzmalerei und bin froh, als ich in dem Bericht doch noch einen Hoffnungsschimmer entdeckte. Auf die Frage, ob sich der Rückgang der Artenvielfalt überhaupt noch aufhalten lasse, antworten die Publizierenden mit einem klaren Ja. Aber nur, wenn auf allen Ebenen unverzüglich und konsequent gegengesteuert wird.

Ich liebe Tiere. Ob groß, klein, schuppig, süß oder gefährlich – nichts fasziniert mich so sehr wie die Tierwelt. Deswegen bin ich Tierärztin geworden. Das wollte ich schon als kleines Mädchen: »Tiereztin« steht in krakeliger Schrift in meinem »Wilde Hühner«-Freundebuch. Was ich damals mit sieben Jahren gar nicht mochte, sind »Tierkweler«. Auch das hat sich bis heute nicht geändert.

»Du hattest immer diesen besonderen Draht zu Tieren«, erzählt mir meine Mutter, als ich sie nach den Anfängen meiner Tierliebe befrage. »Schon im Kindergarten, da warst du gerade mal fünf, bist du mit den Vorschulkindern jeden Freitag zur Jugendfarm gefahren, um Ställe auszumisten und Tiere zu füttern. Die anderen Kinder hatten Angst, den Stall des Ziegenbocks sauber zu machen, weil der so stur war. Aber Klein Hannah ließ sich davon nicht beeindrucken, stapfte schnurstracks in den Stall und stemmte sich gegen den Bock, wenn er sie beiseite-drängen wollte. Berührungssängste Tieren gegenüber waren dir völlig fremd.«

Ich bin im Rheinland aufgewachsen, in einem Haus am Stadtrand mit kleinem Garten und viel Grün drum herum. Meine Kindheit spielte sich weitgehend draußen ab, und ich hatte nie Hemmungen, mich dreckig zu machen. Als Tochter einer Biologin und eines Forstwissenschaftlers wurde ich in einem naturverbundenen Haushalt groß und kam früh mit einem umweltbewussten Lebensstil in Berührung. Das erste gemein-

same Projekt mit meiner Mutter, an das ich mich erinnere, war das Züchten von Salzkrebsen. Wir starteten öfter solche Experimente: Insektenhotels bauen, Zwiebschalen mikroskopieren oder Spinnen aufziehen, um die Abneigung ihnen gegenüber zu verlieren. Gut, Letzteres hat bei keinem von uns so richtig geklappt. Ein Dackel gehörte ebenfalls zur Familie Emde. So lernten meine Schwester und ich schon früh, Verantwortung für ein Tier zu übernehmen.

Mein Vater erzählte damals gern, dass er bei »Wetten, dass ...?« die Wette abschließen wolle, zwölf verschiedene Baumarten an ihrem Geschmack zu erkennen. Daraufhin verbrachte ich einige Tage damit, Bäume anzulecken, weil ich das auch können wollte. Außerdem hatte ich eine Vorliebe für Naturschätze. Bereits in der Grundschule begann ich damit, jeden schönen Stein, jede Feder und jeden Knochen einzusammeln, den ich im Wald fand. Meine große Schwester pflegte eine hübsche Ausstellung von Edelsteinen und Sammelfiguren in ihrer Glasvitrine. So etwas wollte ich auch haben, allerdings war mir all die Ordnung zu viel Aufwand, sodass mein »Naturkundemuseum in der Schublade« etwas rustikaler ausfiel. Als mein großer Stolz musste es von jedem Gast des Hauses bewundert werden.

Mit der Zeit häuften sich immer mehr »Materialien« an, die ich vorsichtig mit dem Lupenglas inspizierte und dann in der Schublade verschwinden ließ. Eines Tages begrüßten mich viele kleine Mitbewohnerinnen in meinem Kinderzimmer. Zu meiner großen Freude und dem Entsetzen meiner Eltern hatten sich Hunderte weiße Larven in dem Rehschädel in meiner Schublade eingenistet. Daraufhin bestanden die Erwachsenen darauf, dass ich ihnen jeden neuen Fund erst zeigte, bevor er dort seinen ehrenvollen Platz bekam.

Auch meine Grundschullehrerin trug zu meinem frühen Forscherdrang bei. Frau Vogel schickte uns, wann immer es möglich war, hinaus in die Natur. Sie weckte durch ihren anschaulichen

und spannenden Unterricht einen Wissensdurst in mir, für den ich ihr bis heute dankbar bin.

Frau Vogel führte von Anfang an zahlreiche Projekte mit unserer Klasse durch, die nicht im Lehrplan standen, entdeckte meine Stärken und förderte mich, wo immer es ging. Dabei blieb mir am meisten unser Schneckenprojekt im Gedächtnis: Jeder Gruppentisch bekam ein Terrarium mit Weichtieren. Wir richteten ihnen das Zuhause naturnah ein, teilten uns die Fütterungszeiten ordentlich auf, gaben unseren Schnecken Namen, erforschten und studierten sie. Das hatte zur Folge, dass ich ein großer Schneckenfan wurde. Stundenlang konnte ich hinter unserem Haus neben den Büschen hocken und Schnecken beobachten. Andere spielten mit Barbies oder Gameboys, ich veranstaltete Schneckenrennen, sammelte Futter und pflegte die schleimigen Tierchen. Einmal nahm ich eine Schnecke mit in mein Kinderzimmer, um sie genauer unter die Lupe zu nehmen. Ich muss ungefähr sieben Jahre alt gewesen sein. Als ich mich nach dem Abendessen wieder zu ihr gesellen wollte, war sie nicht mehr aufzufinden. Erst erzählte ich niemandem von meinem schmerzlichen Verlust, bis meine Eltern einige Wochen später fast verzweifelten. Es stank ziemlich übel in meinem Zimmer, doch keiner konnte sich die Ursache erklären. Mein Vater montierte die halbe Holzvertäfelung ab, da er dahinter eine tote Maus vermutete, doch der penetrante Verwesungsgeruch blieb unaufgeklärt. Sogar Dackel Lotta kam als Spürhund zum Einsatz. Da nahm mich meine Mutter zur Seite: »Hannah, war hier irgendein Tier in deinem Zimmer? Sei ehrlich, ich schimpfe auch nicht.«

Betreten gab ich zu: »Mhmm ... na ja ... ich hatte eine Schnecke in der Hosentasche. Dann gab es Abendbrot, und ich habe sie hier so lange auf den Tisch gelegt. Und als ich wiederkam, war sie nicht mehr da.«

Jetzt wussten sie zumindest, wonach sie suchten, aber es dauerte trotzdem noch einige Tage, bis sie einen dunklen, streng

riechenden, festgetretenen Fleck an einer Kante des Teppichs fanden. Danach durfte ich keine lebendigen Tiere mehr mit in mein Zimmer nehmen. Und hatte nie wieder einen Teppich.

Meine Mutter erzählt heute noch lachend: »Mir war klar, dass das bei dir nie die ›Pferdenummer‹ werden würde. Du hast auf dem Reiterhof schon immer lieber mit den Tieren gearbeitet, als sie zu striegeln oder ihnen Flechtfrisuren zu zaubern. Du wolltest nicht Tierärztin werden, weil du so gerne Tiere streichelst, sondern weil du sie erforschen wolltest.«

Meine ersten wichtigen Naturmomente erlebte ich in Schweden. Seit ich klein bin, fahre ich dorthin, damals häufig mit Familie und VW-Bus in den Sommerferien, später dann mit den Pfadfindern oder Freundinnen. Wildes Zelten, Blaubeeren pflücken, Pfannkuchen über dem Feuer. In klaren, kalten Seen schwimmen und mich anschließend auf den warmen Felsen wieder aufwärmen. Klar kenne ich die Geschichten von Astrid Lindgren, und Ronja Räubertochter bleibt eine große Heldin.

Ich schwärme für warme Zimtschnecken und rostrote Schwedenhäuschen, aber vor allem liebe ich diese raue skandinavische Natur: Nadelwälder, so weit das Auge reicht, moosbewachsene Felsen, einsame Inseln und die kurzen Sommer. Besonders eindrücklich blieben mir die langen Kanutouren. Im Nachhinein bewundere ich den Mut meiner Eltern. Für zehn Tage mit zwei Kanus, zwei Kindern, zwei Zelten und einem Dackel auf dem Wasser unterwegs zu sein ist wahrlich eine Herausforderung. Auf diese Weise lernte ich schon als Kind, meine Sinne zu schärfen und sorgsam mit meiner Umwelt umzugehen.

Meine erste lange Station im Ausland war ein Jahr in den USA. Zwei Tage nach meinem sechzehnten Geburtstag flog ich nach Pennsylvania. Ich lebte bei einer Gastfamilie in einer Kleinstadt, besuchte die Highschool und spielte in der Drumline (Schlagzeuggruppe) einer Marching Band. Schnell erfuhr ich kulturelle

Unterschiede. Mit meiner Mülltrennung und dem Stromsparen wurde ich zur Exotin. Zu dem Fast-Food-Restaurant auf der anderen Straßenseite fuhr die Familie mit dem Auto. Und für den *Black Friday* standen wir bereits um fünf Uhr morgens in der Warteschlange der Shopping Mall.

Ich erlebte die Konfrontation mit dem amerikanischen Lebensstil als eine Herausforderung und Bereicherung zugleich. Losgelöst aus meinem bisherigen Wertesystem lernte ich, die Dinge infrage zu stellen, bewusster durch die Welt zu gehen und meinen eigenen Standpunkt zu finden. Sogar unsere Politik und unser Gesundheitssystem wusste ich plötzlich anders zu schätzen. Und vor allem lernte ich dort Folgendes: Anpassung, Kommunikation, Heimweh überwinden, neue Freunde finden und Englisch.

Zurück in Deutschland plante ich mit meiner Pfadfindergruppe ein Projekt für ein Waisenhaus in Südafrika. Für die Finanzierung sammelten wir ein Jahr lang Spenden, verkauften selbst gebackene Plätzchen, putzten Fenster, arbeiteten als Kinderbetreuer und veranstalteten Flohmärkte: zehn Jugendliche und zwei Gruppenleiter aus unterschiedlichen Lebenssituationen (Schule, Zivildienst, Ausbildung, Studium, Arbeit, frischgebackener Vater) mit einem gemeinsamen Ziel.

Unsere Reise beginnt in der Hauptstadt Johannesburg. Ich bin mittlerweile fast achtzehn, die Jüngste der Gruppe, und freue mich, dieses fremde Land besser kennenzulernen. Wenige Wochen zuvor fand die Fußballweltmeisterschaft in Südafrika statt, und Shakiras Worte »*Waka waka ... 'cause this is Africa!*« begleiten uns die gesamte Reise. Für die ersten Tage in Johannesburg kommen wir in den Gastfamilien südafrikanischer Scouts unter. Anfangs wirken die riesigen Mauern mit Stacheldraht und Elektrozaun noch etwas einschüchternd, aber unsere südafrikanischen Freundinnen und Freunde machen uns das Wohlfühlen leicht. Schnell wird mir deutlich, dass wir uns in den reicheren Teilen der Stadt aufhalten.

Wir besuchen das Apartheid-Museum, steigen in eine Goldmine und lernen viel über die Geschichte des Landes. Anschließend geht es für unsere Gruppe mit zwei Kleinbussen Richtung Süden. Die Landschaft wird immer grüner, die Straßen werden immer wilder, und wir lernen auch die ärmeren Gegenden des Landes kennen: In einem Lager aus Wellblechhütten leben illegale Einwanderer dicht beieinander. Sanitäre Anlagen und sauberes Trinkwasser gibt es nicht.

In der Nähe von Mbombela beginnen wir mit unserem Projekt im AIDS-Waisenhaus Siyakhula. Als wir über die staubigen Straßen der Townships fahren, ist uns noch etwas mulmig zumute, denn wir wissen nicht, was uns erwarten wird. Doch sobald wir im Waisenhaus ankommen, werden wir von so vielen aufgeregten Kindern empfangen, dass es einfach nur schön ist. Wie froh die Kinder sind, viel Aufmerksamkeit und Abwechslung zu bekommen. Wir erfahren Neugierde und pure Lebensfreude. Gerade bei dem Fußballspiel »Deutschland gegen Südafrika« mit dem zerfledderten Ball auf staubigem Boden blühen wir alle auf.

Unsere Unsicherheit weicht fünf sehr bewegenden und anstrengenden Tagen. Wir streichen ein Haus, erneuern Fußböden, bauen einen Gartenzaun und einen Kompostkasten. Außerdem kaufen wir von dem Geld, das wir in Deutschland verdient haben, einige Utensilien für das Waisenhaus ein. Am letzten Tag des Siyakhula-Projektes treffen wir abends auf die südafrikanischen Scouts, bei denen wir für die nächsten Nächte unterkommen sollen. Wir werden euphorisch mit Gesang, Tanz, Lagerfeuer und Gebäck von den Jugendlichen begrüßt. Das Leben bei den Gastfamilien im Township ist das krasse Gegenstück zu dem Leben der reichen weißen Gastfamilien, bei denen wir in Johannesburg wohnten: Fließendes Wasser für ein paar Stunden und ein eigenes Zimmer hat hier kaum einer. Aber das ist überhaupt nicht mehr wichtig, denn die Gastfreundschaft ist überwältigend.

Als Nächstes steht ein Zeltlager mit zweihundert afrikanischen Scouts auf unserem Programm. Wir hatten dieses Camp schon in den Gruppenstunden in Deutschland vorbereitet und uns ein passendes Programm für die Sieben- bis Zehnjährigen überlegt. Zum Glück kommen unsere Spiele, Stationen und Morgenrunden gut an, und wir genießen die Tage mit den Kindern.

Mein abschließendes Highlight dieser Reise ist der Kruger Nationalpark. Wir zelten mit Affen und bunten Vögeln und werden nachts von Löwengebrüll geweckt. Ein Traum geht für mich in Erfüllung, als wir in einem Safaribus sitzen und nach wilden Tieren Ausschau halten: Ein riesiger Elefant überquert vor uns die Schotterpiste, Zebras stehen zwischen den Bäumen, und Schwarzfersantilopen springen durch die Savanne. Durch mein Fernglas entdecke ich eine Gruppe Löwen, die im Schatten eines Baumes döst. Der Kopf einer Giraffe taucht plötzlich zwischen den Baumkronen am Straßenrand auf. Wie in Zeitlupe rennt sie über das goldgelbe Gras. Am Flussufer tummeln sich die Flusspferde.

Augenblicke, die ich tief in mein Herz geschlossen habe. Und die ich heute noch abrufen kann, als Beginn meiner Liebe für das wilde Leben auf unserem Planeten.